

mit ganz und herzlichem Dank
Allen!

Für wen schreiben eigentlich junge Aargauer Autoren

Für wen schreiben eigentlich junge Aargauer Autoren?
Vier Aargauer Schriftsteller, nämlich Silvio Blatter und Hermann Burger, beide Aarau, Klaus Merz, Unterkulm und Hans Zinniker, Walde, haben wir diese Frage gestellt. Ihnen ist nicht allein der Aargau als Wohnsitzkanton gemeinsame engere Erlebniswelt, sondern sie sind auch alle ungefähr gleich alt, stehen demnach der Gegenwart, unserer Gegenwart, in ein und derselben Generation gegenüber. Trotzdem sind ihre Antworten dem Sinne nach nicht identisch. Wir finden in ihnen alle Färbungen vom Schreiben für jemand über das Schreiben als Selbst-

zweck bis zum Schreiben gegen jemand. Eine weitere Gemeinsamkeit bildet die Tatsache, dass alle vier Autoren im Lehr- amt tätig sind. Das will vor allem heissen, dass keiner von ihnen abhängig ist von dem, was er schreibt oder sagt: sie können es sich also noch weitgehend leisten, ehrlich zu sein. Wir stellen unseren Lesern von jedem Autor zuerst die Antwort vor und anschliessend eine Leseprobe, in der Meinung, damit Anregung zu bieten und Aufmunterung, auch einmal das eine oder andere anzuschaffen, was von jungen Aargauern im Buchhandel erhältlich ist. Red.

Silvio Blatter

Für wen schreibe ich?
Eigentlich habe ich diese Frage noch nie überdacht. Bisher genügte mir immer die Gewissheit, dass ich schreibe. Natürlich muss sich dieses Schreiben auch an jemand richten, das ist mir klar. Zuerst ist mein Schreiben einfach persönliche Auseinandersetzung mit Problemen der Umwelt, die ich mit Wörtern, in Sätzen und Geschichten zu fassen suche. Orientierung, Bewusstseinsverweigerung, Denken, Selbstzweck müsste ich das nennen. Also ich schreibe zuerst einmal für mich selbst. Doch was ich schreibe, liegt irgendwo vor, ist in der Buchhandlung erhältlich, wird in der Zeitung veröffentlicht, ist zugänglich und zwar jedem, der sich dafür interessiert. Also schreibe ich nicht nur für mich. Ich schreibe auch für meine Leser. Doch diese Antwort sagt nicht viel aus.

Schwierig zu sagen, für wen ich schreibe. Vielleicht lässt sich leichter ausdrücken, für wen ich nicht schreibe. Und schreibe ich überhaupt für jemanden, schreibe ich nicht vielmehr gegen jemanden und gegen etwas, bin ich ein Gegen-schreiber?
Schreiben ist Zwiesgespräch, Auseinandersetzung. Zuerst ist der Stoff mein Gegner, manchmal gelingt es, ihn zu bewältigen. Dann wird der Leser zum Gegner, stellt sich gegen mich, mit Lob, mit Kritik, überlistet mich mit ausgeklügelten Argumenten, schreibt Besprechungen, Briefe für und gegen mich. Dann schreibe ich gegen alle Schöngelster, gegen alle, die meinen, unsere Zeit biete nur Zerfall und Unmoral, gegen alle, die mit ihrem Urteil so schnell und so sicher sind. Ich schreibe gegen Menschen, die glauben, die Wahrheit gefunden zu haben, und ich denke, dass es «Die Wahrheit» nicht gibt, dass keine ewigen Werte bestehen, sondern immer nur Teilwahrheiten und Zeitwerte gefunden oder geschaffen werden. Ich schreibe gegen Menschen, die in der Kunst nur das Beglückende, das Schöne und Erhabene sehen wollen, und die diese Worte auch zur Kunstdefinition, jede andere Meinung ablehnend, gebrauchen. Und ich schreibe für alle, die nicht so sind. Mein Schreiben will sich mit der Gegenwart auseinandersetzen. Also schreibe ich in und für und gegen die Gegenwart; denn diese Gegenwart ist so mächtig, so übermächtig, anderem kaum Raum gewährend, beinahe erdrückend in ihrer Gewalt, dass ich ihr nur Ohnmacht oder eben mein Schreiben entgegensetzen kann. Meine Ohnmacht ist Antwort, und ich bin mir bewusst, dass ich ohnmächtig bin, und darum schreibe ich für die auch Ohnmächtigen.

Ich schreibe also für bestimmte Leser, und ich habe vor allem junge Leser. Das finde ich natürlich, schliesslich bin ich ein junger Autor. Ich schreibe für Menschen, die bereit sind, denkend zu lesen, die nicht kritiklos hinnehmen, was ihnen geboten wird, die zum Gespräch bereit sind, aber nicht meinen, unbedingt alles besser zu wissen. Ich schreibe für Menschen, die gewillt sind, ihren Standort zu wechseln. Ich schreibe also für alle, die bereit sind, ihre Meinung zu ändern, wobei ich mir nicht einbilde, dies müsse unbedingt mich zum Anlass haben. Aber die Bereitschaft zur Veränderung, die nicht mit Anpassung schlechthin verwechselt werden darf, die einfach ein Abrücken von verlogenen Meinungen und Vorstellungen bedeutet, ist doch eine Grundvoraussetzung, von der ich wünsche, dass sie meine Leser mitbringen. Doch ich kann mir meine Leser nicht auswählen. Es ist ein Vorrecht des Lesers, sich den Autor auszusuchen. Ich schreibe für . . . Ich schreibe gegen . . . Ich schreibe.

(Aus einem Roman)

Mein Zug fährt ein. Ein bunter Strom von Menschen ergiesst sich strömend aus ihm, das kann mir nur recht sein, ich habe gerne etwas Platz um mich. Aber schliesslich scheint auch die Zahl derer die einsteigen, sich hineinzwängen wollen, nicht abschätzbar. Ich steige hinter einer mit Koffern beladenen Frau die vier Stufen hoch in den Zug, helfe ihr dabei, das Gepäck in den Wagen zu heben, schwere lederne Koffer mit kleinen Schlössern. Schnaufend, mit hochrotem Gesicht, nimmt sie kaum Notiz von mir. Ich gehe eilig durch die Gänge der Wagen, will mir einen günstigen Platz erkämpfen, womöglich am Fenster. Schon ungeduldig, ich ertrage das hastige Erspähen, das eigennützige Lauern auf einen guten Platz nur sehr schlecht, sehe ich schliesslich in einem Abteil einen freien Platz, der mir zusagt. Ich öffne die Schiebetüre, trete ein und setzte mich. Die körperliche Nähe fremder Menschen ist unangenehm spürbar im überfüllten Abteil. Gepäck liegt aufgestapelt im Netz über den Sitzen, prall gefüllte Plastiktaschen stehen am Boden, Mäntel und Jacken baumeln von ihren Haken über die Plätze herunter. Schwer hängen die Gerüche unter der Decke. So gut es geht, mache ich den Versuch, mich von den andern abzuriegeln, erbaue mit meinem Mantel einen Turm um mich herum, gebe mich unnahbar, keinem Gespräch, keinem Lächeln zugänglich. Aber dies scheint auch niemand hier von mir zu erwarten. Der Zug fährt an.

Ein leichtes Rucken in den Sitzen ist merkbar, ein wenig werden die trägen Körper in die Sitze gedrängt. Vor dem Fenster bewegt sich der Bahnhof weg. Einfahrt jetzt in die Dunkelheit. Das Verschwinden des neongelben, dampfwarmen Bahnhoflichts engt das Abteil nur noch mehr ein, verkleinert es zu beinahe unerträglichen Massen, eingekapselt, eingezwängt, zusammenhockend in einem Verschlag fahren wir in die Nacht hinaus. Ich stehe auf und versuche, ein Fenster zu öffnen. Doch die Frau, die am Fenster sitzt, beschwert sich. Sie schaut mit ihrem Gesicht in die Fahrrichtung des Zugs, und der flatternd eindringende, erfrischend kühle Wind bringt ihr Haar in Unordnung. Sie sagt das, redet es schwätzend vor sich hin, lässt es vor ihren schwulstigen Lippen, über ihren stumpfen, dicklichen Leib hin zu Boden fallen. Ich verzichte auf eine Gegenbemerkung, schliesse das Fenster wieder, unwillig, langsam, täusche beim Herausstossen der Scheibe Schwierigkeiten vor und lasse den Fahrtwind noch einige Sekunden einfließen. Kühle Luft, vom Zug zerschnittene, wirbelnd gesteuerte Luft dringt nochmals ein. Sie verändert wohl kaum die Frisur der aufgegebenen Frau, dafür um so mehr ihren Gesichtsausdruck; er verfinstert sich zusehends. Bald ist die frische Luft verbraucht. Erneut macht sich eine stickige Wärme bemerkbar. Der Zug rast, schlägt pressend die Luft an meine Ohren, sirrende Schwingungen vom Fenster zur Wagenwand. Die Anwesenheit fremder Menschen ertrage ich schon nach kurzer Zeit kaum mehr ohne Schwierigkeiten. Ich versuche, mich hinzulümmeln, mich richtig auszustrecken in meinem Sitz, ohne Rücksicht auf die andern, ihren Platz oder ihre Platznot zu nehmen. Aber es misslingt mir. Ich bringe es nicht über mich, durch eigene Besserstellung die Fahrbequemlichkeit meiner Mitreisenden zu schmälern. So rücke ich meine Beine unruhig hin und her, achte darauf, dass alle um mich herum zu ihrem Platzrecht kommen. Doch seitlich erobere ich mir nun mit dem Ellbogen unrechtmässig viel Platz, das wenigstens; wohl merkend, dass alle Mitfahrer im Abteil gewillt sind, meine Fairness zu ihrem Vorteil auszunutzen. Nicht nur sich in die Seite stossen lassen, selber drängen, das schafft Raum.

Hermann Burger

«Warum und für wen schreiben Sie?»
Welcher Schriftsteller quält sich nicht immer wieder mit dieser Frage ab, auch wenn sie ihm nicht von aussen gestellt wird! Die «Gretchenfrage» muss ihn beschäftigen wie alle Fragen, auf die sich keine präzisen und schon gar keine endgültigen Antworten geben lassen. Es gibt die bekannte Ausflucht in die überspitzte

KONTAKTE

Beilage zum «Anzeiger für das Möhlin- und untere Fricktal»
8. Mai 1970

3/70



Côte Sauvage auf der Belle-Ile
(Bretagne)

Originalität. (Ich schreibe für alle, die lesen können!) Oder aber das ehrliche Geständnis: Man schreibt zunächst nur für sich selbst. Aus Eitelkeit, aus Geltungsdrang, vielleicht aus der Einsamkeit heraus, die von der ständigen Kluft zwischen Innenwelt und Aussenwelt herührt. **Schreiben als Selbstentwurf.** Ich schreibe; zunächst, um mich kennenzulernen, um meine Umwelt in der Fiktion erträglich zu gestalten; ich schreibe, um meinen Gedanken, Gefühlen und Träumen jene Gestalt zu geben, die sie in der sogenannten Wirklichkeit nicht annehmen können. Ich schreibe, um zu existieren. Oft betrachte ich das alltägliche Leben nur als Rohstoff, ja sogar als Traumstoff, der einen geringeren Wirklichkeitsgrad besitzt als alles Geschriebene. Dabei muss ein Missverständnis ausgeschaltet werden: Der Glaube an die Veränderung der Welt durch Literatur ist sehr gering. Verändern lässt sie sich nur durch grosse Realisten. Der Schriftsteller kennt im allgemeinen die Welt viel zu wenig, um sie zum Beispiel politisch verändern zu können. Indessen suche ich, sobald ich veröffentlichte, die Begegnung mit dem Leser. Denn nur die Aktivität der Leser kann die Literatur lebensfähig machen. Eine Literatur für Literaten ist eine tote Literatur. Die Begegnung ist möglich im Rahmen der Fiktion. Wir treffen uns als Leser und als Autor in der Frage: **Was würde geschehen, wenn . . . ?** Die Ebene der Möglichkeiten ist für mich viel spannender und menschlich viel ergiebiger als das harte Pflaster der Realität. Ein Mensch, der mir einen seiner Träume erzählt, zeigt mir mehr von seinem Wesen, als wenn er seinen Beruf schildern würde. Er redet, wenn auch in verschlüsselten Bildern, vom Unbewussten, von der Quelle seiner unausgeschöpften Möglichkeiten, von dem, was er sein könnte. Ich lerne ihn kennen, nicht in seiner Rolle, sondern in seinen Ausbruchversuchen. **Schreiben ist ein Ausbruchversuch**, ein ständiges Ringen um neue Möglichkeiten. Lesen ist das Entdecken und Mitgestalten dieser Möglichkeiten. Schon immer hat der Möglichkeitssinn in der Literatur eine grosse Rolle gespielt, vom «Mann ohne Eigenschaften» bis zum «Gantenbein».

Was bewirken diese Fiktionen? Sie entlarven nichts, dafür sind sie viel zu harmlos. Sie bringen im Glücksfall die Begegnung, das Zwiesgespräch ohne Worte. Jeder Mensch kennt das Bedürfnis, gelesen, das heisst: im Tiefsten erkannt zu werden. Der Autor ist einer, der dieses Bedürfnis zu seinem Beruf macht. Er nimmt die mühselige und nervenbehebende Arbeit des Tippens auf sich, um vielleicht von einem Leser, den er kaum zu Gesicht bekommen wird, erkannt zu werden. Und der Leser? Er findet da und dort Gedanken formuliert, die ihn beschäftigen, findet Gefühle bestätigt, die ihm wichtig sind. Er entdeckt durch die Lektüre eigene, neue Schichten, er liest, um sein Wesen herauszuschälen. Ich schreibe also nicht für den Leser, um seine Probleme zu lösen (daran wage ich gar nicht zu denken bei soviel eigenen), vielmehr für denjenigen Leser, der Probleme entdecken möchte, der gewillt ist, das Risiko einer Begegnung einzugehen, indem er meine Fiktion teilt und mit seinem Leben vermischt. Der Wunschtraum jedes Autors ist der mitschöpferische, aktive Leser, der im Idealfall sogar einen Bericht über die Lektüre eines Buches schreiben könnte. Ein Leser, der zugleich kritisch und wachsam bleibt, sich nichts vorschwatzen lässt. Der Einfluss des Lesers, schon des imaginären Lesers, den man ja immer vor sich hat, ist auf mein Schreiben sehr gross. Ich schreibe nie etwas, ohne dabei zu denken: Wie wird das der oder der Leser aufnehmen? Denn die Bücher, so scheint mir, sollten in erster Linie für Leser, nicht für Kritiker geschrieben werden. Es gibt keine bessere Instanz als die des unbeflissenen Lesers. Ihm gilt meine ganze Aufmerksamkeit. Sein Urteil wäre wichtiger als das Echo im Literaturgespräch. Denn dieses Gespräch bleibt immer abstrakt, formelhaft, seinerseits eine papierene Fiktion. Jeder Schriftsteller hofft (er kann dies nur hoffen), dass seine subjektive Art, die Welt zu sehen, durch das Medium der Sprache objektive Gültigkeit für andere Menschen erreicht. In diesen seltenen Glücksfällen kann man sagen: Er hat nicht nur für den Leser geschrieben, sondern auch etwas für den Leser geleistet.

TOD im Café

Etwas in mir hat längst begriffen, dass eine Frau stirbt, in einem überfüllten, schlecht gelüfteten Café. Reglos sitze ich da, gebannt von einem entsetzlichen Schauspiel, unfähig zu irgendeiner Hilfe. Ich beobachte und weiss, dass ich durch dieses Beobachten mitschuldig werde, denn der Vorfall wäre weniger grässlich, wenn es niemanden gäbe, der ihn so kalt beobachten könnte. Eine Feder taucht in mein schwarzes Blut und schreibt mit. Ich bin gelähmt vor Beobachtungslust und vor Entsetzen über diese Lust. Und nun bäumt sich die Kranke auf, beugt sich ruckartig vor greift mit zitternder Hand nach der Gabel auf dem Teller, ohne den Mund zu schliessen. Sie stöhnt und röchelt laut. Die übrigen Gäste sind aufmerksam geworden. Sie schauen mit ekelverzerrten Mienen zu. Die blonde Serviertochter steht mit einem vollen Tablett im Mittelgang und beisst sich auf die Lippen. Aus dem Anrichterraum ist die Besitzerin gekommen. Sie steht hinter der Theke, eine Hand vor dem Mund, als müsse sie das Erbrechen zurückhalten. Das Geraschel der Zeitungen verstummt, und das Brummen des Verkehrs liegt stärker in den Ohren. Ringums blicken sie alle auf den Tisch, an dem sich die kranke Frau aufzurichten versucht. Einige kauen weiter, verdücken stumm ihre belegten Brötchen, nehmen lautlos einen Schluck Kaffee, schieben Geldscheine und Münzen über den Tisch, um im Fall einer Panik beim Bezahlen die ersten zu sein. Und der graue Herr, der Sargnägel raucht, ist mit seinem Hustenanfall beschäftigt. Kratzend hustet er in die unheimliche Stille hinein, welches die Stille vor einem Gewittersturm ist, immer von neuem Speichel sammelnd, um seinen Juckreiz auszuspucken. Was alle zurückhalten beim Anblick der erstickenden Frau, spuckt dieser Kettenraucher aus. Ich begreife, dass es für den Menschen keinen Grund gibt, das Kauen zu unterbrechen. Wäre dieser Raum ein Bordell, stünden den Wänden entlang und in den Nischen Betten statt Tische, sie würden fortfahren mit der Begattung, die Köpfe stier abgedreht auf das goldene Krankbett in der Mitte, in dem eine alte Hure verröchelt.

Die Frau hat die Gabel gepackt und versucht zitternd, die Reste des Vermicelles-Törtchens aufzuspiessen. Doch sie trifft daneben, sie stochert im Teller und auf dem Tisch herum. Der gläserne Blick ist an diesen süssen Happen geheftet. Vergeblich will ihr die Begleiterin die Gabel aus der Hand winden. Wie ein Tinten-fisch umklammert die Kranke das Esswerkzeug. Ihr letzter Wunsch ist, fertig

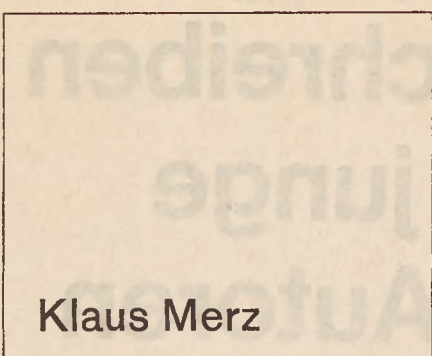
zu essen, was sie bezahlt hat. Als sie das sinnlose Unterfangen aufgibt, noch ein paar braune Kastanienwürmer zu erhaschen, fuchelt sie mit der Gabel in der Luft herum. Der Todeskampf beginnt sich abzuzeichnen in der Kurve, welche die Silbergabel in der Luft beschreibt. Ein taumelnder Flugzeugrumpf. Bald hält sie die Gabel wie einen Dolch gegen sich gerichtet, bald fährt sie ihren Helferinnen, die sie nun von beiden Seiten unterstützen, bedrohlich nah vor dem Gesicht herum, fährt ihnen unter die Blumenhüte und in den grauen Haardutt. Endlich knackt der Mund auf. Die Kiefer scheinen auseinanderzubrechen. Sie hat das geschnittzte Gesicht eines sperrangelweit geöffneten Nussknackers, wie man sie in Kitschläden antrifft, ein Brienzer Bauernkopf mit beweglichen Kinnladen am Ende der Zange, die sich öffnen beim Einklemmen der Nuss und schliessen, wenn die Schale zersplittert. Das Röcheln endet in einem kurzen, ersticken Schrei, die Patisseriegabel fällt klirrend auf den Tisch, das angestochene Törtchen bleibt zurück auf dem Teller, Schlagrahm, mit braunen Würmern zu einem Brei getreten.

Wie auf Kommando beginnt sich alles zu bewegen. Die blonde Serviertochter lässt ihr volles Tablett auf den nächstenbesten Tisch klirren, stöckelt zum Fenster, wo die Tote schlief in den Armen der zwei alten Frauen hängt, die hilflos suchend um sich blicken. Der Besitzer des Cafés steht am Telefon hinter der Theke und murmelt knappe Anweisungen in die Muschel. Ein kleines Kind schreit, weil sein Ballon mit dem Reklameaufdruck einer Schuhfabrik sich von der Stuhllehne gelöst hat und der Decke entlang taumelt. Gäste stürmen panikartig an mir vorbei, prallen auf dem Treppenabsatz mit andern zusammen, die nichtsahnend nach einem freien Platz Ausschau halten. «Arzt» wird von allen Seiten gerufen. Der Besitzer beschwichtigt nickend diese Forderungen, tippt mit dem Zeigfinger auf seine Armbanduhr, von wo die Hand wie abgefedert in die Luft fliegt. Um den Tisch mit der Toten bildet sich ein schwarzer Knäuel. Die Fliegen, die noch eben am Kuchen geklebt haben, kleben nun am toten Fleisch. Und während sich das biedermeierlich diskrete Lokal verwandelt in einen Schauplatz, während Tische gerückt werden und alles wirr durcheinander gerät, packt mich ein grauenhafter Schwindel, der das Entsetzen auflöst. Ein Abgrund tut sich auf, ich schwebte, spüre die Füsse nicht mehr auf dem Spannteppich. Ich verliere die Sicherheit zu entscheiden, wer hier tot sei, die erschlaifte Frau oder die drängenden Leute um sie herum. Draussen stockt der Verkehr. Die Herzen stocken, das Uhrwerk stockt. Die ganze Stadt ist mit Spannteppich ausgelegt. Das Licht ist ein Glaswürfel, in dem die Fussgänger eingegossen sind, erstarrt in ihren zufälligen Bewegungen. Vor mir liegt aufgeschlagen die Zeitung. Die Buchstaben flimmern, die Druckerschwärze schiebst zu schwarzen Rahmen zusammen, in deren Mitte

schwarze Namen prangen, Namen von Leuten, die ich gekannt habe. Mein eigener Name. Die Buchstaben der Namen verrutschen, vertauschen sich. Und die Goldrahmen der Kupferstiche an den Wänden sind angeschwärzt. Ich traue meinen Augen kaum. Statt der Biedermeiertrachten und Rokokofiguren zeigen sie pornographische Bilder, Frauen in schwarzen Strümpfen auf purpurroten Kissens, die auffordernd und süß lächeln, mit den Perlenketten spielen, die zwischen ihren überdimensionierten Brüsten hängen. Ich schliesse die Augen, will das Traumgespinnst von der Tafel wischen, und da sehe ich ein schwarzes Oval, das immer kleiner wird, kleiner und kleiner. Es ist der Rahmen eines leeren Spiegels, durch den ich hindurchblicke ins Bodenlose, und zuunterst liege ich auf dem Bauch, als Kind, vor einer silbergrauen Zwiebackpackung. Im Oval über der Firmenaufschrift ist der Schattenriss eines liegenden Mannes zu sehen, der dasselbe Paket Zwieback in den Händen hält und die kleine, aber noch gut lesbare Aufschrift und den kleinen Mann im kleinen Oval betrachtet. Der kleine Mann hält wiederum ein Paket mit einem noch kleineren Oval, dessen Männchen nur noch ein Tuschfleck ist, sein Paket ein Haarstrich. Stundenlang versenke ich mich in diese unendliche Reihe, weiss, obwohl die Bilder längst versagen, es gibt noch kleinere Männer mit noch kleineren Paketen. Ich verschraube mich in dieses Problem, ohne zu einem Ende zu kommen, und ich wage nicht, meine Bauchlage zu verlassen, bis es gelöst ist.

Jetzt, angesichts der toten Frau, die vermutlich einer Herzschwäche erlegen ist, blicke ich in der Gegenrichtung. Ich starre ins grosse Oval, ohne einen Mann zu entdecken, der mich betrachtet, dessen Schattenriss ich sein könnte. Ich öffne die Augen. Das Café ist heller geworden. Die Kupferstiche an den Wänden, die Biedermeiertrachten und Rokokofiguren liegen in einem Treibhauslicht. Immer noch drängen Leute auf der Treppe nach oben, halten Ausschau nach einem freien Platz. Der graue Herr, der Sargnägel raucht, hustet karchelnd. Schräg gegenüber sitzt die dicke Frau mit der gelbseidenen Bluse und drückt mit der Gabel die letzten Kastanienwürmer zu einem Haufen. Es ist schwül. Vor mir steht die blonde Serviertochter mit einer Tasse Kaffee auf dem Tablett. «Haben Sie noch einen Kaffee bestellt?» fragt sie unsicher. «Nein», sage ich, «aber ich möchte bezahlen.»

(Ausschnitt aus der Erzählung «Tod im Café», entnommen dem Erzählband «Bork», der im Herbst bei Artemis erscheinen wird.)



Klaus Merz

Schreiben ist für mich ein genaueres Hinsehen. Schreibend arbeite ich mich an eine Wirklichkeit heran, die mir vorerst als etwas Fremdes gegeben ist. Ich beginne einen Gegenstand, einen Menschen, mich selbst, eine Landschaft mit Sprache zu umstellen. Ich versuche zu verstehen, verständlich zu machen. Schreiben heisst deshalb für mich: **bewusster leben**, vertrauterwerden mit dem, was mich umgibt und was in mir vorgeht, wach sein, und wie die Zeiger der Seismographen ausschlagen, wenn es in mir oder um mich herum bebt. Zu Beginn also schreibe ich immer für mich selbst, doch das Geschriebene wird rasch zu einem Gegenstand, der gebraucht werden darf und der gebraucht wird von einigen, die davon angesprochen werden, weil sie darin etwas ausgesagt finden, das sie schon lange sagen wollten.

Der Kunde

Er hatte ein randloses Gesicht und seeige Augen, die sahen immer darüberhinaus: an die Wand, durch das Fenster, ans andere Ufer. Er wohnte an einem Fluss, war fünfunddreissig, malte. Man rechnete nicht mit ihm. Jeden Morgen kam er um elf Uhr ins Geschäft, kaufte in kleinen Posten ein, wartete zwischen den Gestellen, bis seine Verkäuferin kam, immer dieselbe. Oft dauerte es lange. Es machte ihm nichts aus. Er schaute in die Regale, bis sie leise nach seinem Wunsche fragte. Dann lächelte er, spannte das Lächeln zwischen ihren beiden Gesichtern aus und trat auf dieser Brücke etwas näher heran, sagte: Katzenfutter, eines, das lange haltbar ist, im Moment kann ich es nämlich nicht gebrauchen, haben sie das? Die junge Frau griff in eines der blitzenden Gestelle, reichte ihm die Büchse, die kleinste, die sie vorrätig hatten, und er bezahlte, ohne das ausgespannte Lächeln

zu zerstören. Dann verliess er den Laden. Die Frau schloss hinter ihm die Tür. Am folgenden Tag kam er nicht. Wochenlang blieb er aus. Im Grunde vermisste ihn niemand, nur die Verkäuferin dachte noch ab und zu an ihn, wenn sie die Fächer neu auffüllte: Vogelkörner, Katzenfutter. Als er an einem Morgen wiederkam, früher als sonst, war alles noch gleich, nur der linke Arm fehlte. Die leere Jackenröhre lag zusammengedrückt in der Rocktasche. «Amputiert», sagte er, «es schmerzt jetzt weniger», lächelte. Die Frau hatte etwas Mühe mit ihrem Gesicht. Und als er durch die Glastür getreten war, sah sie, wie er den Arm hob und winkte. Sie nickte ihm nach. Dann kam er nicht mehr. Man hatte nicht alles erwischt, hiess es.

Das Ge-schehnis

Im Grunde geschieht nichts; auch wenn der Coiffeur den Scheitel von links nach rechts verlegt, bleibt es beim Alten; und die Alten haben ja meist keinen Scheitel mehr, nur noch einen Kranz, der wird gepflegt mit dem Messer, das schnitt dem Lehrling in die Hand und ins Blut; das Blut sah warm aus und floss stark, und stark waren die Männer; sie lachten mit breiten Gesichtern, verschluckten die Augen; ein Loch war der Mund in den bräunlichen Flächen, belebt von den Zähnen, den gelben, zerfallenen, Lücken und Gebissen, die sagten: «Vollblüter», und wackelten schneller, und schneller kollerte Tropfen um Tropfen gegen den Ellenbogen; aber aufgehoben vom Uhrband blieb nur die breite, verzweigte Blutstrasse von der Hand zur Uhr. Es war halb drei, eine Zwei stand beim Datumsanzeiger, zweiter April, ein Samstag und schönes Wetter, und das zerfallene Gelächter über der blutenden Hand brachten eine Unruhe in den Raum, wie die Klinge unruhig war zwischen den erschrockenen Fingern, er liess sie sinken, legte das Messer auf den Tisch, bildete eine Mulde mit der gesunden Hand und legte die rote hinein; die lag da wie ein loses Stück. Er trug es hinaus.

NOTIZEN

Samstag, 9. Mai 20.00 Uhr
Jugendmusik-Konzert;
Leitung: U. Flückiger
Turnhalle Fuchsrain, Möhlin
(Jugendmusik Möhlin)

7. bis 15. Mai tägl. 20 bis 22 Uhr
7., 9., 10. Mai auch 15 bis 17 Uhr
FOTO-AUSSTELLUNG «Fotografieren — ein Hobby» — Gerichtssaal Laufenburg
(Kulturkreis Laufenburg)

31. Mai
SINGTAG MÖHLIN 1970
11 Uhr: Geistliche Chormusik;
Seminarchor Wettingen — Leitung:
Karl Grenacher
14.30 Uhr: Festkonzert:
«Die Jahreszeiten im Lied» —
Fricktaler Verbandschöre — Turnhalle
Fuchsrain

Redaktionsschluss für Spalte «Notizen»:
25. Mai

Redaktion der vorliegenden Beilage:
Arthur Hächler

DIE NÄCHSTEN THEMEN

5. Juni
Sport und Sportler in Möhlin

3. Juli
Naturschutz

Hans Zinniker

«Für wen schreibe ich?»

Wenn ich Ihnen ehrlich antworten will, so muss ich sagen: Ich schreibe für mich. Ich arbeite für mich. Ich denke vorerst an keine Leser. Notizen, Gedichte entstehen am Schreibtisch, bleiben im Schreibtisch, und der Weg zum Druck ist lang.

Schreiben ist eine Tätigkeit unter andern. Ich bevorzuge sie nicht. Freunde meinen eher, dass ich sie etwas vernachlässige. Schreiben muss mir nichts einbringen. Ich habe einen Beruf, den ich gern ausübe und der mich materiell erhält. Das Schreiben ist für mich gleichwertig mit Malen und Musizieren. Vieles, was mich beschäftigt, gestalte ich in der musikalischen Improvisation, anderes in Aquarellen. Es gibt Dinge, die lassen sich aber nur durch Sprache ausdrücken. Und es gibt noch einen Bereich des Lebens, der steht über der Sprache, jenseits von Musik und Malerei. Ihn liebe ich besonders. Aus ihm scheint mir alles herzustammen. Schöpferisch lebend, schreibend, bin ich wieder unterwegs zu ihm. Gedichte, Prosa sind Wegmarken zum Unaussprechlichen. Oder wie Erika Burkart es sagt: Gedichte sind Grade des Schweigens.

Wer sind meine Leser? Ich kenne nur wenige. Eine Leserin schrieb mir: Aus Zufall bin ich auf eines Ihrer Gedichte gestossen. Zufall — was ist das? Zufall ist doch das, was mir zukommt, was mir

zufällt. Zufall: mein Anteil am Leben. Ich Sorge mich nicht um meine veröffentlichten Gedichte. Sie werden ihren Bestimmungsort erreichen, wie die Schiffe der Phäaken, die ohne Steuermann den richtigen Hafen erreichten.

Ich kenne Menschen, die ganz für die Kunst leben, die ganz im Schreiben aufgehen. Die Form, der sprachliche Ausdruck ist ihnen das höchste. Ich bin in dieser Hinsicht anspruchsloser. Ich lebe nicht für die Kunst. Das Schreiben, Malen, Musizieren sind mir Teile, Stufen zu meinem einzigen und grossen Kunstwerk: dem Leben. Das eigene menschliche Leben ist für mich der nächstliegende Anlass zu künstlerischer Gestaltung.

Ich misstraue dem Schreiben. Vieles lässt sich leicht sagen und schwer leben. Leben und Schreiben in Einklang zu bringen, das ist das Ziel, das ich mir gesetzt habe. Noch stehe ich mitten im Bemühen um ein Gleichgewicht. Und oft muss ich über das Geschriebene den Satz von Matthias Claudius halten: Wir spinnen Luftgespinste und suchen viele Künste und kommen weiter von dem Ziel. Gross ist aber auch die Freude, wenn beides, Leben und Schreiben, gegliückt ist. Solche Momente zählen für mich mehr als die Verkaufsziffern eigener Werke.

Silberdisteln

Ich habe den ruhigen Nachthimmel immer geliebt. Dunkle Tannensilhouetten am Horizont. Die Sterne. Die Beziehungen der Sterne in ihren Bildern. Ich habe die Musik geliebt. Die grossen

Gebäude der Symphonien. Das Fliesen der Melodien, das Schillern der Instrumente, die Skalen einer ungreifbaren Welt.

Ich habe die Landschaft geliebt. Ihre tröstende Einsamkeit, ihre belebende Ruhe, ihre zarten Berührungen mit dem Himmel.

Ich habe die Pflanzen und Tiere geliebt, als Wesen, die durch Licht und Dunkel zu ihrer einmaligen Entfaltung drängen. Heckenrosen. Silberdisteln. Rehaugen. Mein Auto ist mit einer Heizung ausgerüstet. Wenn ich, wie jetzt, den Berg hinauffahre, tritt die heisse Luft aus den Öffnungen unter der Windschutzscheibe. Ich besitze auch ein Autoradio. Eine Radiostation sendet ein Symphoniekonzert. Der Empfang hängt von der Position meines Wagens am Berg ab.

Wenn ich die Taste im Blinkerhebel niederdrücke, leuchtet Fernlicht die Strecke ab. Ich sehe die Tannen, die Wiesen, in den Wiesen die Silberdisteln, fliehende Tiere. Wenn ich zurückschalte, fällt der Lichtkegel nur auf den Asphalt und ich sehe über dem dunklen Tannenhorizont einzelne Gestirne.

Ich habe die Menschen geliebt. Ihren Worten vertraut. In deinen Augen habe ich mich wieder gefunden. Deine Augen, die von Niedertracht, Lüge und Gewalt zerstört wurden. Deine Augen, die vor den Todesrichtern vergeblich um Gnade flehten. Deine Augen, die unfassbar in den blauen Himmel starrten, als du erschossen in deinem Blute im Sand lagst. Deine glanzlosen Augen, die niemand schliessen wollte . . .

In der Generalpause setzt das Orchester aus. Ich sehe den Hang im schrägen Fernlicht. Das Auto schwebt wie ein Heissluftballon. Die Sterne drehen sich. Ich sinke in die Wipfel. Der Aufschlag: das Orchester setzt ein, die Türen öffnen sich gespenstisch von selbst, eine unsichtbare Kraft schleudert mich durch die kalte Bergluft ins kurze Gras. Die Steine haben meinen Körper verformt, Silberdisteln verkrallen sich im Nacken, aus Mund und Nase fliesst dunkles Blut, der Wald auf.